

3. Kapitel

WASSERSUCHT

Eigentlich waren wir ganz normal. Meine Frau Gitta und ich lebten in Duisburg als erdverbundene Landratten mittleren Alters zusammen mit unserem bereits erwähnten wohlgeratenen jugendlichen Sohn Matti in bürgerlichen Verhältnissen. Von schweren Krankheiten waren wir bis dato Gott sei Dank verschont geblieben. Die aus heiterem Himmel über uns hereinfliegende Wassersucht traf uns denn auch völlig unvorbereitet:

Wir spazierten zusammen mit unseren Freunden Rosemarie und Friedhelm, die ihren zwei Hunden regelmäßig auf diese Art Möglichkeiten des Tobens und Wasserlassens am Wasser zu eröffnen bestrebt waren, an einem der zahlreichen Duisburger Hafengebiete entlang. Friedlich zogen Lastkähne oder kleinere Motorboote vorbei in Richtung Rhein, den auch wir schließlich zu Fuß erreichten. Es muss an dieser Stelle gewesen sein, als einer von uns — es lässt sich jetzt nicht mehr feststellen, wer — beim Betrachten der vorbeiziehenden Rheinschiffahrt eher beiläufig in Erinnerung rief, was wir alle wussten: „Duisburg ist übrigens die Stadt mit dem größten Binnenhafen der Welt.“

Der Keim war gelegt. Der Samen ausgestreut. Der Bazillus ging ganz leise und unmerklich ans Werk. Das Wasser übernahm vermutlich insgeheim die Regie.

Wir erörterten im Plauderton aktuelle Fragen der Binnenschiffahrt (Rosemarie: „Was haben die eigentlich da drin?“), wechselten zu Problemen der christlichen Seefahrt im Allgemeinen (Friedhelm: „Wohin fahren die wohl?“) und überlegten nur so zum Spaß, wie es wäre, wenn wir ein Schiff hätten. Gitta formulierte kühn: „Es ist eigentlich komisch, dass wir in der Stadt mit dem größten Binnenhafen der Welt wohnen und *kein* Boot besitzen und *nicht* in den Hafengebiete herumschippeln und *nicht* über den Rhein zum Meer fahren, zur See!“

Hartnäckig drängte sich Duisburg als Stadt am Wasser in unser Bewusstsein, eine Hafenstadt, Ausgangs- und Zielpunkt von *großer*

Fahrt. Von Stund an suchten uns feuchte Träume heim von wiegenden Wellen und wogender See. Weitere Krankheitssymptome: unbestimmtes, wechselseitig sich im Gespräch verstärkendes Fernweh. Auf unseren gemeinsamen, immer gezielter die Hafengegenden ansteuernden Spaziergängen kreisten die Unterhaltungen bald nur noch um die Themen „Wasser“ und „große Fahrt“. Eingeschränkte Wahrnehmung und Gesichtsfeldverengung sowie zwanghafte Handlungen kamen hinzu: Wir guckten plötzlich jedem Schiff hinterher. Nach einer Eingewöhnungszeit in den neuen pathologischen Geisteszustand nahm die medizinisch bewanderte Gitta uns eines Tages beiseite: „Das einzige, was uns helfen kann, ist, dass wir uns selbst therapieren. Und zwar durch konsequente Wunscherfüllung.“

„Au ja!“

Das heißt aber nicht, dass wir unser Ersparnis zusammenkratzten, ein Schiff kauften und ohne viel Umstände auf große Fahrt gingen. Denn vor der großen Fahrt erwirbt der gewissenhafte deutsche Patient, auch und zumal der Duisburger, zunächst einen gültigen Große-Fahrt-Berechtigungsschein.

Also büffelten Rosemarie, Friedhelm, Gitta und ich zusammen erst für den Sportbootführerschein Binnen und gleich anschließend für den Sportbootführerschein See.

Diese am Anfang weitgehend theoretische Beschäftigung mit dem neuen Thema hatte zwei wesentliche Effekte:

Erstens: Wir begannen eine neue Sprache zu sprechen. Zum Beispiel:



„Ich wahrschae in der Nähe der Leuchtheulboje Süderpiep einen nicht entgasten Tanker, dreiundzwanzigkommafünf Grad achterlicher als querab.“ Oder: „Meine Vorspring schamfilt an der Klüse und bricht gleich.“

Zweitens: Hatten wir bisher gemütlich tuckernde Motorboote vor unserem sehnsuchtsvoll geweiteten geistigen Auge, so schob sich jetzt allmählich die Windenergie als Antriebsmöglichkeit in den Vordergrund. Ein Segelschein musste also auch her. Den machten wir zusammen mit Matti in einem einwöchigen Kurs auf den nahe liegenden holländischen Binnengewässern.

Inzwischen war ein Jahr vergangen. Die durch den Segelkurs nunmehr eher praktischen Erfahrungen erweiterten unseren selbsttherapeutischen Horizont vor allem um die Erkenntnis, dass wir noch viel mehr praktische Erfahrung brauchten, bevor wir mit eigenem Boot (Motor-? Segel-?) auf *große Fahrt* gehen könnten.

Auf dem Ijsselmeer boten sich einige Chartertörns auf Segelbooten an, zunächst jeweils mit einem erfahrenen Skipper. Da war zum Beispiel Manni auf seinem 9-Meter-Boot, der bei Flaute jedem Mitsiegler ein Liederbuch mit Shanties in die Hand drückte und selbst die Quetschkommode aus der Backskiste hervorkramte.

Schließlich hob ein dreiwöchiger Törn um Rügen herum („rund Rügen“, wie wir jetzt zu sagen wussten) mit Matti und den ebenfalls von der Wassersucht befallenen Freunden unser seglerisches

Selbstbewusstsein in bis dahin ungekannte Höhen. Bestanden wir doch heldenhaft ganz auf uns allein gestellt, erstmalig also ohne Fremdskipper, also wir selbst als Skipper, insbesondere in den flachen Boddengewässern die gefährlichsten Abenteuer:

Es war ein leicht bedeckter Spätnachmittag. Lange hatten uns zahllose Pricken, im Wasser stehende kahle Bäumchen, über eine weite Flachwasserstrecke den Weg durch die etwas tiefere Fahrrinne gewiesen und langsam, sehr langsam näherten wir uns der abgeschiedenen, kleinen Anlegestelle Waase an der Breite, einem Ableger des Kubitzer Boddens. Eine einsame Kaimauer winkte einladend. Fünfzig Meter vorher war keine Fahrt mehr im Schiff. Leider etwas zu früh. Stillstand. Wir saßen auf dem Schlick fest.

Kein Thema für echte Seebären wie uns! Wir erinnerten uns an unsere einschlägigen Kurs-Lektionen und versuchten unser 12-Meter-Schiff zunächst durch Krängung (Schräglage = alle Mann auf eine Seite) wieder flott zu bekommen. Ohne Erfolg.

Darauf ich: „Lasset uns den Heckanker ausbringen und unser Boot an der Ankerleine ins tiefere Gewässer ziehen.“

„Gute Idee“, fanden die anderen und Matti wusste den der Situation angemessenen Spruch: „Der Vorschläger von Sachen muss sie auch machen.“

Ich stieg also barfüßig und sonst in Badehose mit dem schweren Heckanker in der Rechten über die Reling ins schmutzige Wasser und versank bis zur Wade im Schlamm. Das Wasser selbst reichte mir bis zur Hüfte. Etwa zwanzig Meter watete ich zur Seite, ließ dort den Anker fallen und forderte die Mannschaft auf: „Jetzt feste an der Ankerleine ziehen!“

Da der Anker im Schlamm keinen richtigen Halt fand, tauchte ich mehrmals ab in den aufgewühlten Dreck und versuchte, ihn von Hand zum Eingraben zu bewegen. Er glitschte einfach über den Grund hinweg.

Die dritte Idee entwickelte gleich darauf Friedhelm: „Alles aussteigen! Schieben!“ Sie wurde von der übrigen Bootsbesatzung in die Tat umgesetzt, entstammte keinem Lehrbuch und war erfolgreich: Die beiden weiblichen Seeleute stiegen mit vielen „Iiiis“ über Bord zu mir in das Schlammwasser und so schoben wir mit Leichtigkeit den Bug um hundertachtzig Grad in Richtung vermutlich tieferen Wassers. Vielleicht auch, weil es jetzt vom Gewicht der Damen entlastet war, kam Bewegung in das Boot. Es schwamm wieder.

Unsere beiden Seefrauen hatten sich inzwischen schon an den Schlick

gewöhnt und machten sich fröhlich plaudernd daran, die fünfzig Meter zur Kaimauer zu Fuß durchs Wasser zurückzulegen. Uns Männern trauten sie zu, auch alleine mit dem Boot klarzukommen. Naja.

Unsere Freude an der Bewegung im Boot war nur von kurzer Dauer, denn mir kam blitzartig zum Bewusstsein, dass der Heckanker noch dranhing. Ich schrie: „Moment, der Anker!“ und stürzte mich auf denselben, um ihn schnell noch an Bord zu wuchten. Das Boot hatte aber mit Friedhelm am Steuer schon lustig Fahrt aufgenommen und ich stakste laut schreiend mit dem Anker vor der Brust hinterher in tieferes Gewässer. Dort versuchte ich noch ein paar Meter mit hochgehaltenem Anker schwimmend zurückzulegen. Da Anker sich aber von ihrer natürlichen Zweckbestimmung her durchaus nicht als Schwimmhilfe eignen, ging ich elendiglich Wasser schluckend unter und musste schließlich an der Welt verzweifelnd das schwere Ding loslassen, um mein Leben zu retten. Diesmal fand der Anker sofort festen Halt und die Ankerleine spannte sich und geriet wie eine Violinseite in hochfrequente Schwingungen. Matti, der Wohlgeratene, tat blitzschnell das einzig Richtige: Er zückte ein scharfes Messer und kappte die Leine mit einem beherzten Hieb.

Friedhelm und Matti schafften das Anlegemanöver an der Kaimauer ohne mich und ohne Heckanker, derweil ich verloren, allein und verlassen im Schmutzwasser stand und mit den Füßen nach dem ebenfalls verlorenen und verlassenen Anker fahndete. Das dauerte so seine Zeit.

Von der Kaimauer drang Palaver herüber: Die ob des glimpflich bestandenen Abenteuers aufgeräumten Herrschaften dort fragten sich: „Was macht der da?“ — „Warum kommt der nicht aus dem Wasser?“ Die Verständigung war durch die Entfernung erschwert. Doch bald begriffen sie, was ich suchte und schließlich auch nach einigen Tauchgängen fand. Nur: An der Stelle konnte man nicht mehr stehen. Ich versuchte den Anker tauchend zu bergen, aus den oben erwähnten Gründen jedoch ohne Erfolg. Da wir selbst kein Dingi hatten, war guter Rat ebenso teuer wie der Anker. Lange bewachte und markierte ich schwimmend die Fundstelle. Es wurde langsam dunkel. Ein paar Jugendliche kamen schließlich zufällig mit einem Gummiboot vorbei und spielten bald mit Begeisterung mit mir zusammen „Anker raus.“

Man sieht, auf welchem hohem nautischen Ausbildungsstand wir mittlerweile angekommen waren. Rund Rügen in drei Wochen beförderte uns seemännisch auf Oberdeck. Wir saßen noch mehrfach auf,



erlebten Gewitter und Mückenplagen, vollführten brenzlige Manöver zuhauf und Friedhelm ging sogar einmal unfreiwillig in voller Montur über Bord, als er sich im Hafen auf der Heckplattform unseres Bootes stehend an der beweglich gelagerten Heckleiter festhalten wollte. Wir waren jetzt gestandene Seeleute und bereit, noch viel größere Herausforderungen glanzvoll zu bestehen. Zum Beispiel ein Boot zu kaufen!

Aus maritim-medizinischer Sicht ist dieses Vorhaben ein weiteres Symptom von Wassersucht. Wer an diesem Punkt widerstehen kann, hat gute Chancen, seine Wassersucht unter Kontrolle zu behalten. Aber wer nimmt schon jede Chance im Leben wahr? Nachdem wir uns einige Boote näher betrachtet hatten und uns klar geworden war, dass wir uns ganz entschieden nicht zwischen Motorboot und Segelboot entscheiden wollten, kauften wir einen Motorsegler, eine finnische Nauticat 33, Baujahr 1975, Länge 10,10 Meter, Langkieler, Zweimaster (Ketch), sechs Kojen. Kein schneller Segler, kein rasanter Gleiter, ein dicker, alter Verdränger. Behäbig, gemütlich, geräumig, stabil.

Das Problem war nur: Das Schiff lag nicht im Duisburger Hafen. Es wartete auch nicht irgendwo in Deutschland oder Holland auf uns, sondern in Italien, im Mittelmeer, in der Adria, in Lignano zwischen Triest und Venedig.

Zugegeben, wir hatten eigentlich von Duisburg aus auf große Fahrt gehen wollen. Wieso kauften wir also in der Adria eine Nauticat 33? Gitta antwortete mit weiblicher Logik: „Weil es in Duisburg gerade keine Nauticat 33 zu kaufen gibt, sondern nur in der Adria.“ Und außerdem lässt sich das mit der großen Fahrt auch rundrehen. Und von der Adria aus nach Hause zu fahren ist sowieso viel schöner.

Der Höhepunkt der von der Wassersucht verursachten Fieberkurve war im Übrigen mit dem Kauf überschritten. Von nun an ging's bergab. Was jetzt folgte, war Schritt für Schritt die reine, kalte Vernunft: Wir schafften unser Auto ab.

Den Weg zwischen der blauen Adria und Duisburg wollten wir mit unserem Schiff (besser: auf eigenem Kiel) zurücklegen. Die direkte Strecke über die Alpen kam da in Ermangelung geeigneter Wasserstraßen eher nicht in Frage, wir mussten wohl ganz Italien umrunden. Da dieses Unternehmen über mehrere Jahre verteilt in mehreren Phasen abgewickelt werden musste und der Zielhafen einer Etappe nie der Starhafen sein würde, hätte ein Auto dabei tatsächlich etwas Unpraktisches gehabt, weil es dauernd umständlich vom jeweiligen

Starhafen hätte abgeholt werden müssen. Außerdem sparten wir ohne Auto viel Geld und konnten so leichter den aufgenommenen Kredit für das Schiff zurückzahlen. Auch benutzten wir ohne Auto umweltfreundliche Verkehrsmittel. Die Düsenflieger allerdings, die uns noch vor Kaufabschluss zweimal hin und zurück brachten, trüben natürlich unsere Ökobilanz wieder ein.

An den folgenden langen, kalten Winterabenden saßen wir in Duisburg über Schiffsfotos und Plänen mit dem komischen Gefühl, dass unser Schiff kein Traum mehr war und trotzdem (oder gerade deshalb) in weiter, weiter Ferne lag.

Auf den Fotos und Plänen erkannte der Fachmann schmeichelnde Außenansichten einer in unseren Augen schönen Yacht. (Wir benutzen das Wort *Yacht* selten, aber *Boot* erscheint uns zu pielesig. Richtig passen tut eigentlich nur *Schiff*.)

Auf weiteren Fotos waren marode Schiffstoiletten (zwei!), eine defekte Rollfock (Vorsegel), unklare Pumpen, blinde Fensterscheiben und ähnliches zu erkennen. Weder Gitta als Medizinisch-Technische Assistentin noch ich als Deutschlehrer, konnten mit den sich hier stellenden handwerklichen Problemen vom beruflichen Hintergrund her sofort etwas anfangen. Besonders das Mysterium der Elektrik erschloss sich uns beim Anblick der verschlungenen Verkabelung nicht unmittelbar.

Soviel aber erkannten wir schon: An dem Schiff gab's offensichtlich viel zu tun. Schon allein deshalb musste es nach Hause gebracht werden. Und zwar stückweise. Also, das Schiff sollte dabei schon ganz bleiben, aber die benötigte Zeit war nicht am ganzen Stück, sondern nur in Scheiben zu bekommen. Jeweils im Urlaub.

Wir bewegten uns mit diesem Projekt auf weitgehend unbekanntem Terrain. Mit einem Charterboot durch die Gegend zu schippern war und ist etwas ganz anderes als ein eigenes Schiff zu führen, zu versorgen, unterzubringen, zu reparieren, zu pflegen, zu warten und warten zu lassen. In Lignano an der Adria.

In dieser eigentlich sehr kurzen Vorbereitungsphase unserer großen Fahrt hat uns das Wasser, obwohl es wahrscheinlich bereits im Hintergrund die Fäden zog, nie auch nur schräg angeguckt. Das alles fing erst mit der großen Fahrt auf eigenem Kiel an.

4. Kapitel

NICHTS ALS WASSER RINGSUM

Der Bericht über unsere große Fahrt der Niederschläge beginnt Ostern in Lignano mit den ersten harmlosen Logbucheinträgen:

„An Land vorschriftsmäßig das wartende Schiff an den empfindlichen Stellen gewartet. Dann zum ersten Mal live erlebt, wie sich der Schiffsrumpf ins Wasser senkt. Ein erhebender Anblick. Es ist Frühling. Die Sonne scheint.“

Die große Fahrt kann beginnen! Das Wasser wartet schon kampflustig auf uns.

Dass ich als Skipper gleich am Beginn unserer Reise noch innerhalb der Lagune von Lignano mit Sohn Matti, Freund Dennis und Bruder Hermann an Bord am Steuerrad stehend und stolz in die Runde blickend ein wenig die Orientierung verliere zwischen den vielen blöden Pricken und ein wenig aufsitze, wollen wir lieber ein wenig verschweigen. Können wir auch, weil nicht ein einziger Tropfen Wasser eindringt und wir anders als damals auf Rügen schnell wieder freikommen.

Wir tasten uns vorsichtig unter Motor an der Küste entlang. Ich lasse mir meine Aufregung natürlich nicht anmerken. Das Wetter könnte schöner nicht sein. Die Sicht auf die Küste ist gut. Wir peilen fleißig Landmarken. Der Motor läuft rund. Alle dürfen mal ans Steuer. Kaum eine Welle regt sich. Und das Schönste ist: Alles hört auf mein Kommando!

Das erste Etappenziel ist Venedig. Der Markusplatz gleitet langsam ins Blickfeld. Wer erlebt das schon: Venedig vom Wasser aus, vom eigenen Schiff, von See her kommend, vor uns und für uns ausgebreitet im Abendrot — im Radio finden wir leider nicht die dazu passende bombastische Musik.

Wir machen im Porto Turistico Venetiano an der Isola Nuova auf höchst umständliche Weise fest, genauso wie wir das bei den anderen dort liegenden Schiffen abgucken. Die strecken dem Steg alle ihren Hintern beziehungsweise das Heck entgegen und haben als Landverbindung einen kleinen Laufsteg. Dass man bei uns ganz an-